

Rainer B. Jogschies



DER BUCHMESSER  
RELOADED



Rainer B. Jogschies

**Der Buchmesser.  
Reloaded**

Kurze Erzählung  
vom Ende des Erzählens

Mit Anhang  
zur Situation der Schriftsteller

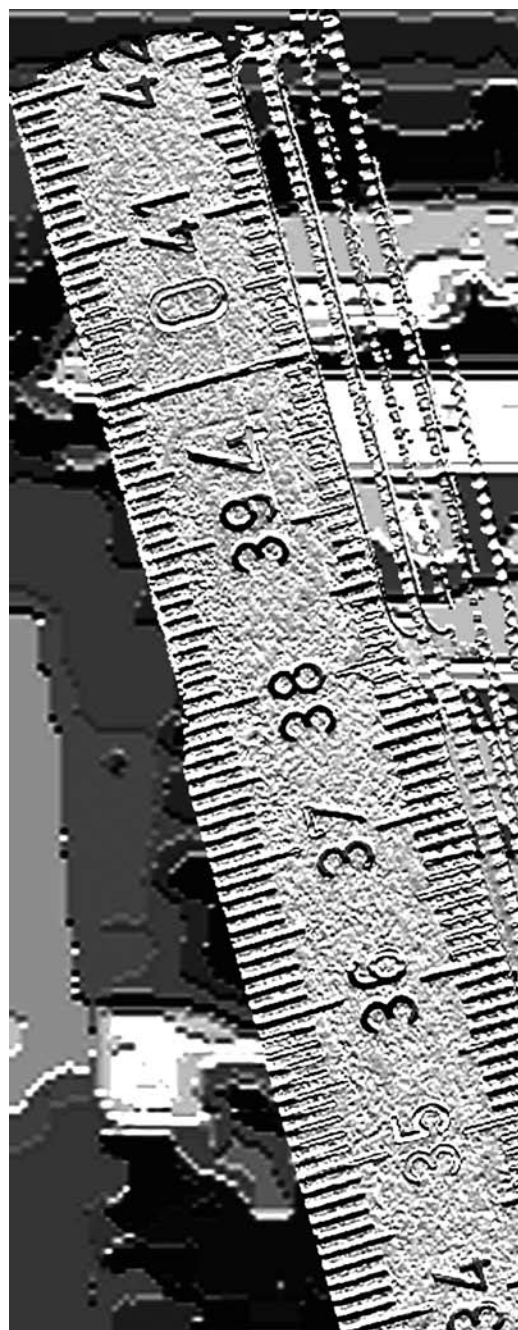
---

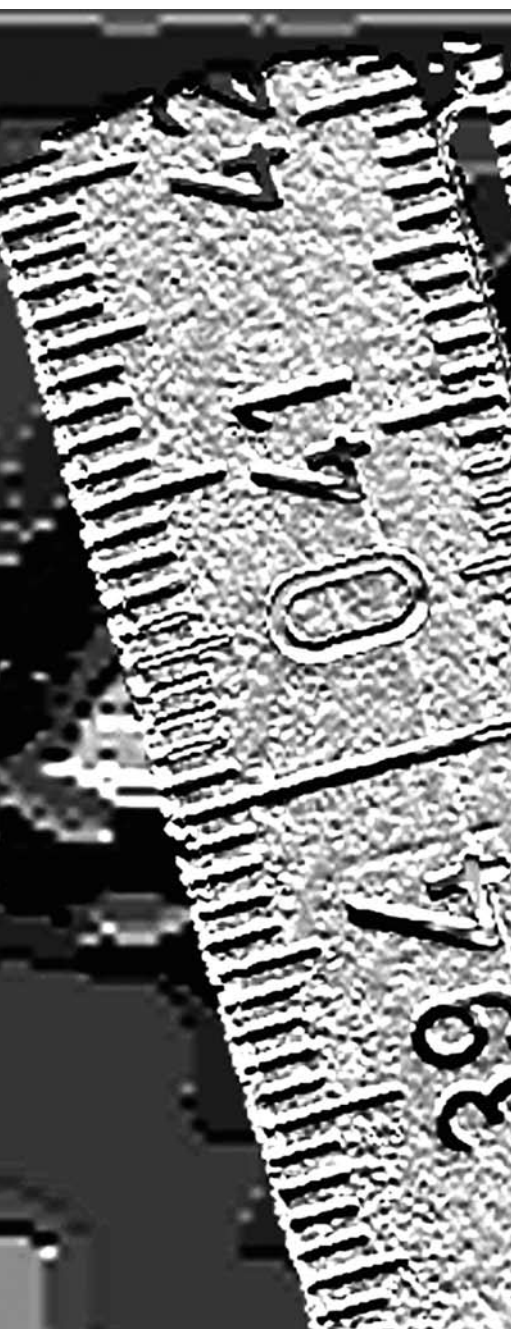
# Der Buchmesser.

Kurze Erzählung vom Ende des Erzählens

13

---





---

# Der Buch messer

Kurze Erzählung  
vom Ende des Erzählens

Durchziehender Erfrischungswagen	14
Geteiltes Meer	33
Aufgefangenes Chlor	40
Personen schützen	47
Uncooles Outfit	58
Haltbarmachung von Lebensmitteln	62
Erste Reihe	66
Deftiger Sex	77
Katzenliebhaber	83
Laufmasche	88
Billett	97
Wie Post aus Flensburg	101
Peristaltik	109
Locke hinterm Ohr	117
Karussell	124
Samson Nite	136

---

1.

## Durchziehender Erfrischungswagen

**E**ine Landschaft wird rasend vor den breiten Fenstern vorübergezogen. Innen hängen, bis auf halbe Höhe, vergilbte Rollläden hinab. Sie hemmen den flüchtigen Blick in flirrende Luft über wogenden Weiden, Hügeln, Sträuchern, sandigen Wegen. Am laufenden Meter Land mit verwischenden Bäumen und Büschen.

„Wie bei Signac“, sagt eine Frau in einem dunkelblauen Kostüm.

„Wer?“ Ein hagerer Mann schreckt auf.

„Der Maler! Signac.“ Sie sieht ihn mitleidig an.

„Was? Wo?“ Er sieht zum Fenster hinaus.

Er sieht nichts. Jedenfalls nichts, das er erkennt. Das, was er an diesem Vormittag erkennen könnte, sieht er nicht. So ist es oft mit dem Reisen. Erst will man fort, dann kommt man scheinbar nicht von der Stelle. Wohin geht die Fahrt? Der Hagere weiß es in diesem Moment nicht recht. Er sieht hinaus, so gut es geht.

Ausgerechnet Flaschengrün tönt die Scheiben. Es filtert jenen Regenbogen aus Reizen da draußen nach innen zu einer rasend vorbeiziehenden Stumpfheit. Es dämpft. Bald schon endet jeder konzentrierte Blick in einem unaufmerksamen Blinzeln. Man schützt sich so dank solcher Scheiben vor einer Sonne, die selten scheint.

Heute ist allerdings eine Ausnahme. Milchige Herbststrahlen brechen durchs Glas ins Abteil. Das Grün und das Blinzeln wandeln das Licht zu so etwas Ähnlichem wie Fernsehflimmern. Das beruhigt.

Fehlte nur noch die besänftigende «Tagesschau» mit gut gelaunter, wacher Wetterfee. Man weiß dann: Die Welt ist irgendwo da draußen. Weit weg. Jemand steht vor der Welt und liest sie uns vor. Er hat ihr den Rücken zugekehrt. Wir sehen ihn an.

Was gibt es Schöneres? Was auf der Welt? Was, als mitten in der Welt zu sein – und doch so fern. Was?



Der Hagere liest wieder. Lesen hilft ebenfalls, der Welt nah und fern zu sein. Jedenfalls bemüht er sich.

Doch die abgelegte Illustrierte zittert auf seinen Knien. Sie droht abzurutschen. Er ist es nicht gewohnt, so gedämpft und so undeutlich zu reisen. Mit Frauen, die ihn nach Kunst fragen. Überhaupt ist es dieser Mann nicht gewohnt zu reisen. Und dabei auch noch zu lesen. Er zwinkert hinaus: „Natur! Ach, Natur.“ Die Kostümierte lässt die Augen kreisen. Sie wendet sich wortlos ab, hin zu einem streitenden Paar auf den Sitzen ihr seitlich gegenüber. Sie lauscht deren Gezänk.

Die geschwungenen Hügel und sanften Täler hinter Kassel-Wilhelmshöhe scheinen über dem grob klopfenden Takt der Schienenschwellen zu schweben. Sie treten auf wie süßliche Streicher oder auch wie sanfte Bässe.

Diese rollende Landschaft mit den Naturtupfen wandelt den allgegenwärtigen Maschinenlärm des Zuges zu Muzak, jener billigen Kaufhausmusik ohne einen Anflug von Ahnung des Bösen und Banalen in der Welt abseits der «Tagesschau».

In ausladenden Kurven, die zu beseitigen Bauarbeitertrupps überall entlang der Strecke angetreten sind, wird der dümpfelnde Klangbrei aus Rattern, Rauschen und Rumpeln kurzzeitig vom länger währenden Blick auf kahl geerntete Felder abgelagert.

Dann plinkt es manchmal! Spätestens sobald das Auge etwas sieht, was das Ohr nicht hören kann. Oder etwas hört, das nicht zum Gesehenen passt. Das nicht zusammenpasst mit irgendwas. Von dem man nicht einmal weiß, dass es da ist oder wie es klingen könnte. „Plink.“ Es ist wie eine überdehnte Saite, die vom gleichmütigen *à tempo* des Zuges plötzlich zurückspringt. Alles wird geradewerden. Alles wird begradigt gut. Dazu stehen Arbeiter am Damm, deren Schemen schneller als alles andere verwischen.

Einzig ein Baum ist aus dem vorbeiratternden Zug in der Ferne erkennbar. Wie ein eingefrorenes Fernsehbild. Wie ein Ziellinienfoto. Keine Farbkleckse, sondern klare Konturen, nur für einen Augenblick. Ganz wie ein Baum sein soll. Er steht auf einer Anhöhe am Ende eines Ackers nahe Fulda. Seine Krone ist goldgelb gefärbt. Oben allerdings mehr rötlich. Unten baumeln

noch dunkelgrüne Blätter vom Frühsommer, aber schlaff. Der kurze Blick hat etwas Erhebendes, wenn schon nicht Erhabenes.

Jedenfalls ist auch dieses Farbspiel an diesem Tag in diesem Zug verwirrend. Die Natur kann sich eben nicht entscheiden! Der Hagere denkt angespannt darüber nach. Und auch wieder nicht.

Denn sein Blick irrt umher. Weder das flüchtige Draußen hält ihn, noch das gedämpfte Drinnen.

Da sitzt er nun in einem schwarzen Leinenanzug zwischen Städten, auf rasenden Hartplastikschalen mit aufgeklebten bunt melierten Mustern, die überhaupt gar nicht zu erkennen aber auch nicht abstrakt sind. Die «Deutsche Bahn» hält auf solchen Geschmack. Nur sie hat ihn. Der Hagere denkt auch darüber nach. Sein Anzug knittert davon.

**A**m Morgen noch ist es ihm wie eine Reise um des Reisens willen vorgekommen. Doch nun liest er, dass der Weg das Ziel sei. So steht es in einer jener Postillen zu lesen, die die Bahn sich für ihre Passagiere schreiben lässt: «Ihr Reisebegleiter» liegt auf den „Sitzschalen“ aus, im allgemeinen, grellen Bunt perfekt bunt und grell und allgemein versteckt. Man muss ihn nur gefunden und gelesen haben! Dann erkennt man das Reisen. Man ist begleitet.

Der Leser räkelt sich nach solch zerstreuer Lektüre. Wieder inmitten des Lebens! Inmitten der draußen verfliegenden Schönheit! Auch wenn sie fern und flüchtig scheint hinter den getönten Scheiben. Auch wenn sie nur einen Baum lang hält.

Äcker, Haine, Weite – Deutschland! Morgens ist es anders.

Mit hundertachtzig Kilometern in der Stunde sieht alles schön aus im Leben! Man muss es nur vom Zug aus sehen! Und gelesen haben, was da zu sehen ist. Und wie. Denn sehen kann man es nicht, selbst wenn es mal an Kunst erinnert.

„Es kommt noch anders“, sagt er leise. Als würde die Kostümierte nun auch ihn belauschen. „Es kommt immer anders!“

Auch er lauscht auf einmal. Als sei sein bestärkendes Wiederholen ein unerwarteter Hall. Er hört in sich.

Anders? Was für ein eigenartiges Wort: Anders. Anders als er denkt, dass es „anders“ kommen kann, kann es doch gar nicht kommen! Da kann er sich noch so oft wiederholen.

So ist es doch mit allen Überraschungen! Sie kommen eigentlich zunächst nur aus dem Mund. Einfach so. Da ist man „überrascht“, dass etwas „anders“ kommt. Dabei kommt es meist gar nicht „anders“, als man denkt. Auch wenn man es so sagt. Überraschungen „kommen“ meist aus einem Leben, das ansonsten gleichförmig läuft. Das Gleichförmige macht erst die vermeintliche Überraschung aus. Nämlich die vielmehr erwartete „Überraschung“, dass die so lang erlebte gleiche Form eben nicht immer gleich bleibt.

**N**iemand ist vor Überraschungen „sicher“ – so gleichförmig ein Leben auch sein mag. Aber das ist eine andere Geschichte. Dieser Mann im Zug beispielsweise ist es nicht gewohnt, zu früher Stunde schon die Wahrheit von der Wirklichkeit unterscheiden zu müssen. Wozu auch? Um einen Zug zu erwischen? Einen angeblich schnellen, der an kleinen Bahnhöfen und vor Signalen auf freier Strecke herumsteht, als solle er nirgendwo ankommen? Als sei kein Ziel sein Weg?

Um halbsechs Uhr aufzustehen, erforderte nicht nur seinen unbändigen Willen, sondern geübte Bewusstlosigkeit.

Dieser Reisende kann mit beidem nicht umgehen. Er sinkt in sich zusammen. Er schreckt auf von den ihn umgebenden Eindrücken. Er sucht Halt. Er will endlich ankommen. Nur um nicht hier sein zu müssen. In einem Zug. In einer vorbeigezogenen Landschaft.

Am Abend hat er sich zweiundzwanzig Mal gesagt, er werde um „halbsechs“ wach. Den Wecker stellen, kommt nicht in Frage. Zu unnatürlich! Zu künstlich.

Ihm wird leicht schwindelig von seiner Zauberformel: „Halbsechs, halbsechs, halbsechs.“ Doch er ist sicher, dass er um halb sechs aufwacht.

Also schläft er erst gar nicht ein. Er sieht nach Mitternacht alle halbe Stunde auf die Uhr. Dann steht er um halb sechs schwindelig auf.

Das Duschen missrät. Die Seife schäumt nicht. Die Haare fallen  
fad. Dafür riechen seine Füße nach Pfirsich. Er hat die Flakons  
am Wannenrand nicht auseinandergehalten.

Er kramt im Halbdunkel Kamm, Ersatzschuhbänder, Boxershorts,  
Zahnbürste, Kekse und Heftpflaster in die Aktentasche zum Ma-  
nuscript. Er will das Manuscript verkaufen. In Frankfurt! Auf der  
Messe. Der Messe!

Zusätzlich wird ein verbeulter kleiner Koffer mit Salami, Land-  
brot, zwei Mineralwasserflaschen und einem karierten kleinen  
Handtuch locker gefüllt. Der Inhalt purzelt durcheinander.

Er legt noch einen ungebügelten Slip hinein, damit das Glas ge-  
schützt wird.

**E**s muss höchstens drei Tage reichen. Zwei Übernachtungen in  
irgendeinem Hotel wird er sich gerade noch leisten können.  
Er hat sich zwei lange beiseite gelegte Fünzigmarkscheine für  
die Unterkunft mit einer Sicherheitsnadel in der Hosentasche  
befestigt. Vielleicht wird er das Manuscript ja auch schneller an  
einen Verlag verkaufen. Es ist nie genug Gewohntes dabei, um  
sich in der Ferne vom Alltag erlöst zu fühlen. Denn was passt  
schon in so einen Koffer?

Ein Autor also kauert in einer der kunststoffbezogenen, engen  
Sitzreihen mit seiner schmalen Mappe flach auf dem Schoß. Sie  
ist eine fast maßgerechte Unterlage für die Bahn-Illustrierte. In  
ihr das geschützte Manuscript.

Der Koffer hat über ihm kaum Platz im Gepäcknetz gefunden.  
Die Flaschen klimpern darin. Stur sieht der Autor geradeaus. Als  
möchte er aufstehen und den schmalen Gang zu Ende gehen!  
Und wäre damit am Ziel. Gerade erst losgefahren und schon am  
Ziel. Endlich.

Anfangs starrt er noch dorthin, wo die Lok sein muss. Aber  
selbst in den weit ausladenden Kurven kann er sie an der Spitze  
nicht sehen. Vielleicht schiebt sie die Reisenden von hinten? Er  
spürt nichts. Er ist müde.

Den anderen Reisenden scheint das Reisen nichts zu bedeuten.  
Sie stört es noch weniger, dass Landschaft am Fenster vorbeiz-  
gezogen wird wie in billigen alten Spielfilmen. Aber es ist kein  
Film. Sie lassen sich quer zum Land von einer dröhnenden Lok

schieben oder ziehen. Vielleicht gibt es gar keine Lok mehr. Wer will es wissen? Der Fahrtwind jedenfalls pfeift wie ein Geschoss. Man hört es gefährlich nahen sobald die Hydrauliktüren den geknautschten Plastikübergang zwischen den Waggons kurz freigeben. Doch die Reisenden ruhen in den feucht abbürstbaren Polstern. Es stört sie nicht, in einem riesigen Geschoss zu reisen. Und sei es – wie bei Jules Verne – zum Mond. Sie sehen einander dabei sogar zu. Oder sie sehen wie beiläufig hinaus.

**D**ie tauben Fenster sind nicht zu öffnen. Das dicke Glas zeichnet weiche Spiegelbilder nach innen. Sie sehen sich. Einige reden laut. Von der „Problematik der Gesamtschule“ ist am häufigsten zu hören. Sie sei als „Regeleinrichtung“ zu „egalitär“, behauptet die Frau von schräg gegenüber. Das Für und erst recht das Wider seien gerade erst auf dem „letzten Elternabend“ erörtert worden. Am vergangenen Dienstag, genau genommen.

Der junge Mann auf dem Sitz neben ihr schweigt verbissen dazu. Es klingt für die anderen Reisenden ohnedies wie Ehegezänk, was ihm sichtlich peinlich ist. Aber widersprechen wird er ihr nicht. Es gibt wohl nichts daran zu rütteln, dass ein Dienstag ein Dienstag ist.

Am Sonntag ist ein Mann „nach Hause“ gekommen, hört der Autor woanders, gleich neben sich. Womöglich ist er gemeint? Man spricht ihn an, eine warme Stimme, ein fast verschworener leiser Tonfall: Die Frau, die einen Künstler kennt – Signac. Ein Sonntag ist ein Sonntag.

Jener Sonntagsmann, der nicht Signac ist, sei gerade für drei Jahre „im Rhein Hessischen“ stationiert. Das adrette Kostüm erregt sich. Sie wendet sich wieder ganz zu dem hageren Mann, der weder den Signac noch den anderen Mann kennt.

„Im Rhein Hessischen stationiert! Ja. Aha.“ Der Autor grübelt. Das Kostüm lässt nicht locker. „Einfach woanders stationiert!“ Und das, nachdem sie sich „nach schweren Jahren“ gerade erst eingelebt hätten! „Man glaubt es nicht! Einfach woanders hin!“ Jetzt gelte es zu bedenken, ob sie das Häuschen bei Itzehoe verkaufen sollten? Und das, obwohl „der Junge“ noch eine Ho-

telfachschule besuche und doch auf die elterliche Unterbringung angewiesen sei! „Das Haus wechselt man doch nicht einfach wie die Uniform.“

Kinder lärmen im schmalen Gang. Sie drohen die Speisekarte des durchziehenden „Erfrischungswagens“ Punkt für Punkt zu erproben. Daheim habe es vor der Abfahrt „nicht genug“ zu essen gegeben. Sie schreien. Sie quengeln. Sie betteln. Sie fordern. Der Autor presst sein Manuskript enger an sich. Als könnte es gefressen werden. Er tastet danach. Aber er spürt durch das Leder nur den groben Holzkamm in der Aktentasche.

Die streitbare Elternabend-Mutter gibt Kleingeld. Es werde für Bockwurst mit Senf und ein in Plastik eingeschweißtes Brötchen reichen. Sie sieht den Kindern angeekelt nach.

Die Unterbrechung „erspart“ es ihr allerdings, wie sie angewidert murmelt, noch einmal auf die „sogenannten Argumente“ der „zumeist sozialistischen Gegenseite“ einzugehen – höchstvermutlich „zugunsten der Gesamtschule“, da sei Gott vor.

Der junge Mann an ihrer Seite rückt die Nickelbrille zurecht.

**D**er Autor schweigt. Es ist ihm weich um die Knie. Nicht der fehlende Schlaf, nicht das fruchtlose Müsli am Morgen lassen seine Waden leicht zittern. Es ist das Jahr harter Arbeit an der klapprigen Schreibmaschine, das so wie ein zu langes Orchesterstimmen noch in den Ohren kreist, wenn die Melodie bereits beginnt. Er zieht am Ohrläppchen, als wolle er Duschwasser aus dem Gehörgang melken. Es hilft nicht. Alles bleibt dumpf um ihn herum. Die Stimmen surren wie von Ferne.

In dem Faltblatt «Ihr Reisebegleiter» liest er nach, wie teuer ihn statt seiner Fahrkarte eine „Erster Klasse“ gekommen wäre: Siebzig Mark Differenz!

Er schüttelt den Kopf kräftig. Doch kein Wasser oder Schaum quillt hervor. Dann lehnt er sich beruhigt zurück. Noch weicher kann man doch nicht sitzen! Er versinkt geradezu. Wozu „Erster Klasse“? Hier könnte er sogar einschlafen!

Er sieht sich um. Keiner hat hier Respekt voreinander. In der „Zweiten Klasse“ tun alle so, als ob sie gleich wären. Und sie reden laut davon.

Die Kinder essen lustlos. Jedes malmt ein Würstchen je zur Hälfte. Der Senf dient ihnen zum Geschmeidigmachen der herausgepopelten Brötchenteigkugeln, die sie mit Fingerschnippen in alle Richtungen verschießen.

Die Mutter belehrt den gerade von ihr neben sich enttarnten Studenten des Ingenieurwesens, dass „Chancengleichheit keine Frage von nur allzu oft zu geringem Intelligenzquotienten“, sondern eine der „lügnerischen gesellschaftlichen Moralität“ sei.

**D**ie Kinder haben Beute bei ihr abgelegt. Sie quetscht restlichen Senf aus einer schmalen Plastikwurst. Auf den angeknabberten, halbierten kalten Saitlingen sieht die braune Masse wie rissiger Putz aus.

Die Kinder setzen wieder dem Imbisswagen rangelnd nach. Es sei noch Geld übrig, rufen sie fröhlich, genug für Sandwichs in Klarsichtfolie.

Der angehende Ingenieur windet sich. Er „entgegne“, sagt er vorweg, dass es um die Gerechtigkeit gehe, die Chancengleichheit eben.

Er „entblöße“ sich nur, sagt die Sozialismusverhüterin. Sein Stammeln „bringe kein Argument hervor“.

Sie kaut angewidert. Sie habe Deftigeres erwartet als den schlappen Anwurf „fehlender Differenzierung“! Wenn sogar so einer wie er habe studieren dürfen, könne es „um die Chancengleichheit ja wohl nicht so schlecht bestellt“ sein.

Von der Seite räumt die Offiziersgattin eine „gewisse Lebensunferahrenheit“ jenes „jungen Mannes“ ein: „Student eben!“

Sie versucht sodann vergeblich, die Themen Itzehoe und Verteidigungsbereitschaft im „Großraumwagen“ offen anzusprechen.

Niemand weiteres hört ihr zu. Niemand scheint zuzuhören.

Ob der Hagere denn, der „so vielsagend“ schweige, an ihrer Stelle das erst zu vier Fünfteln abbezahlte, in Eigenhilfe gebaute Häuschen bei Itzehoe verkaufen und zu ihrem „stationierten Mann“ ziehen würde?

Der Autor schweigt.

Er schüttelt energisch den Kopf. Warum sollte er zu einem Offizier ziehen? Von dem er mittlerweile allerdings schon die Schuhgröße, die Haarfarbe und das Lieblingsschlipsmuster weiß. Das allerdings so gar nicht mit der Uniform harmoniere. Jedenfalls mag er sich unter diesen Umständen nicht entscheiden, ob er sich denn an jedem Wochenende dieses Pendeln durch die Republik würde zumuten mögen.

Die Verteidigung des Vaterlandes sei das eine, sagt die Frau. Man nehme ja schon Manches auf sich. Aber das gehe doch zu weit!

Der Autor nuschelt: Es sind mehrfach überarbeitete Zeilen aus seinem Manuskript, mit denen er sich nie recht hat anfreunden können. Nun perlen sie plötzlich.

Sie sind zwar keine Antwort. Aber immerhin. Die Mutter des Hottelfachsülers nimmt das Abweichen zunächst wortlos hin.

Doch dann greift die Offiziersgattin an, gerade so als habe er ihr widersprochen wie jener enttarnte Ingenieurstudent der bekennenden Ganztagsgegnerin. Es gehe ja schließlich überhaupt um die „unbestreitbare Lebensqualität am Ort“: Da gäbe es „noch echte Nachbarschaft“!

Wenngleich sie die meisten in der Siedlung gerade erst vor drei Monaten „herzlich kennengelernt“ habe. Es gelte derzeit nämlich, sich gegen eine geplante Mülldeponie zusammenzuschließen. Ausgerechnet in der ehemaligen, sehr „romantischen Tongrube mit sommerlicher Bademöglichkeit“. So kam man „zusammen“.

Und dann sei noch das Thema einer „Asylantenunterbringung“ im leerstehenden Gebäude der ehemaligen Zwergschule auf sie „eingestürzt“. Es gehe doch nicht, dass „die“ von so weit „her kämen und die Arbeitsplätze und die Kultur kaputt machten“. Man habe ja nichts gegen diese Leute – aber als Nachbarn! Das verstehe er doch?

Er wisse nicht so recht, stammelt der Autor. Er sieht hilflos zum Fenster hinaus. Möglicherweise stelle sich das ja auf dem Lande anders dar als in großen Städten.

Sie schüttelt den Kopf, als könne er ihr gleich abgeschlagen werden. Er wolle doch gewiss auch „keine Neger in die Nachbarschaft einquartiert“ bekommen?



**R**eisende können unerbittlich sein. Besonders Mitreisende. Da gilt kein Gefühl. Nur Mitgefühl. Es gibt kein Entkommen. Ist der Zug erst abgefahren.

Ihm reiche schon das Altenheim in der früheren Reichswehr-Kaserne gleich nebenan. Und die Russlanddeutschen in den Sozialwohnungen um die Ecke seien auch nicht ohne! In Hamburg höre man an manchen Tagen schon gar kein Deutsch mehr.

Wie im Nebel hört er, eben hinter Fulda, beziehungsweise einige Sitze vor sich, dass es offenbar ernste Probleme mit Busfahrten zu den Pyramiden gäbe. In den pauschalen Programmen der Reiseveranstalter würden sie jedenfalls „im Unterschied zu Niltouren“ nicht genügend berücksichtigt: „Zu wenig Aufenthalt, zu teuer!“ Zwei ondulierte Damen wissen es genau. Das sei eine Zumutung ohnegleichen!

Keiner hört auf sie. Nur der Autor bemüht sich, Altägyptisches und Touristisches gedanklich zusammenzubringen.

**K**urz: Der Weg nach Frankfurt wird lang je näher man dem Main von Norden kommt. Von Hamburg bis Hannover geht es noch. Doch irgendwo dahinter liegt der magische Meridian der Reisenden, an dem sich ihr Leben unweigerlich hochklappt wie Plastikausziehtischchen an der Plastikabteiwand. Alles steht plötzlich in dem langgezogenen rasenden Raum unüberwindlich quer. Alles, was draußen solange still liegt bis es irgendwann mal über jeden kippt.

Der Autor schnappt nach Luft. Die Mappe hat feuchte Flecken von den Fingern. Er reist das erste Mal zur Messe. Er weiß nicht, wie er sich konzentrieren soll ohne Mulden in das Leder zu klammern. Nur um endlich sein Manuskript zu spüren! Er nestelt an der Deckeltasche. Die Finger zittern. Er zaudert.

Dann kramt er linkisch zwischen Boxershorts, Zahnbürste, Kamm, Ersatzschuhbändern und Heftpflaster. Als wisse er nicht, wo das Manuskript liegt. Als finde er es nicht.

Es schlabbert lose zwischen den Reiseutensilien. Es knittert bei seinem Gewühle. Aber er zieht es nicht heraus.

Die Ganztagsmutter sieht ihm von schräg gegenüber ungläubig zu: „Haben Sie da drinnen etwa fotokopierte Pamphlete? Um unserem Studenten hier beizuspringen? Gesamtschulfreunde

können nie frei argumentieren! Die haben ja alle Papiere von irgendwoher. Alle ferngesteuert!“

Er winkt ab, als wolle er sich bekreuzigen. Das Manuskript bugsiert er unter die blauen Boxershorts.

Die Offiziersgattin lächelt verstört wie ein Filmvampir im Angesicht des Rosenkreuzes.

Der Autor steckt auch den «Reisebegleiter» in die Mappe. Als Andenken.

**E**in Kollege hat ihm vor kurzem noch erzählt, dass man sich sowohl „auf dem“ als auch „auf den richtigen“ Weg zur Buchmesse „vorbereiten“ müsse: „Seelisch und skriptmäßig!“, sagt er, „besonders seelisch.“ Es sei wie eine Pilgerfahrt. Der Weg sei wichtig. Wie sehr, erfahre man dann meist erst am Ziel.

Darum würden die meisten Autoren zum Beispiel am Mittwoch fahren. Erfahrungssache. Weil die Buchhändler meist schon am Tag zuvor anreisen. Die müsse man meiden! Es ziehe „nur runter“ zwischen denen zu sitzen: „Pharisäer alle!“ Kümmerten sich mehr um die Schaufensterauslage als um die Buchinhalte!

Einige Autoren wählten besser gleich den Weg über die Wolken. Sofern der Verlag den Flug zahle!

Es müsse ja nicht einmal unbedingt schneller gehen. Hauptsache, man löse sich – vom Boden, vom Alltag, vom Schreiben. Seelisch eben.

Dem Autor ist übel. Er nagt Sätze, um sein Buch anzukündigen, skriptmäßig. Die Lippen bewegen sich. Aber es ist kein Wort zu hören. Es gibt die Sätze noch nicht. Er hätte sie sich erst schreiben müssen. In diesem einen Jahr hat er an der alten «Adler»-Schreibmaschine vergessen, was zu tun sein würde, wenn die weißen Blätter gefüllt und gelocht und abgeheftet sind. Sein Gemurmel klingt wie halbsechshalbsechshalbsechs.

Nun ist es zu spät. Der Zug ist lange abgefahren. Frankfurt wird unweigerlich auf ihn zugezogen. Er sitzt bloß da und hat nur noch Angst, dass er zu dem Offizier ziehen müsste. Selbst die Besonderheiten des Hotelfaches erschließen sich ihm trotz ausführlicher Schilderungen nicht mehr. Es kribbelt im Ohr. Er hört nur noch sich in sich. Wie im Schlaf. Doch beim Schlafen hat er schon alle Möglichen über sich reden hören.

Sein Manuskript ist am Vortag fertig geworden. Gerade gegen Mittag. Zu essen gab es nichts. Aber er nutzt die verbleibende Zeit bis zur Abreise auch nicht, über das weitere Vorgehen nachzudenken. Er trinkt bloß Sekt. Erst allein. Erst eine Flasche. Dann eine zweite mit der Nachbarin, die gerne Gedichte veröffentlichten möchte – aber kaum die Servietten beieinander behält, auf denen sie notiert sind.

Auf nüchternen Magen schwächt es die seelische Reisevorbereitung doch sehr. Vom Sachenpacken und Zurechtlegen der Argumente für sein Manuskript ganz zu schweigen.

Er wolle ohnehin „nur kurz auf der Messe von Stand zu Stand bummeln“, sagt er der neidischen Nachbarin beschwingt.

Sehen, was so geboten wird. Hören, wo die Stimmung ihm gefalle. Sowas gehe wohl auch ohne großen Proviant, eigene Prospekte oder gar Visitenkarten. Wozu denn bloß solch Aufwand?

Der Besuch werde – im Gegenteil – eine aufwendige postalische Odyssee durch die Lektorate vermeiden. Gleich am Ort sei alles am besten zu bereden. Ein Buchvertrag sei – realistisch betrachtet – sowieso nicht mit anpreisendem Schriftverkehr und ankündigenden Telefonaten zu erzielen.

Was gäbe es also Praktischeres als eine schnelle Reise nach Frankfurt? Zum Ort der Bücher?

Gerade „passieren“ die Reisenden einen „Abschnitt“. So teilt sich die Reise in den Worten des „Zugbegleitpersonal“ ein, das sich mit der „Bitte um Aufmerksamkeit“ eben mittels der „Zuglautsprecher“ vorstellt: Man wolle nämlich die nunmehr notwendige „besondere Aufmerksamkeit“ auf einen „Blick links“ aus dem Fenster „lenken“, heißt es ferner. So sei ein „Ausblick auf die Zonengrenze“ möglich.

Zudem sei just zu diesem Zeitpunkt teils „infolge des leichten Gefälles“, aber auch wegen der „geradlinigen Schienenführung“, die „höchste Geschwindigkeit der Route“ erreicht.

Der Autor wird indessen mit den Problemen der Unterbringung in möblierten Zimmern – mit Halbpension – vertraut gemacht. Das sei „ja immer schwierig“, sagt die Kostümierte: „Mit Fremden zurechtzukommen!“ Selbst bei einer fülligen Kriegerwitwe

hätten sie und ihr Mann, der Bundeswehrsoldat, einige Schwierigkeiten. Selbstredend habe die möblierende Dame Verständnis für die „Suspendierung“ einer Ehe – es sei ja „zugunsten der Landesverteidigung“! Da könne man ihr zumindest die fiesen Möbel nicht nachtragen, die man mitmiete. „Betreffs der Haltung“ zur „Zweismamkeit“ sei sie aber eben „unverkennbar Witwe“. Die höre „jede Sprungfeder quietschen“. Das gehe doch wohl „weit über die Zuständigkeit einer Vermieterin“!

Diese Dicke bekoche den aufgenommenen Mann auch noch. Es schmecke ihm sogar. Aber nicht so wie zu Hause!

„Ich brauche eine Strategie“, sagt der Autor plötzlich. „Eine Strategie, die der Stoffaufbereitung gerecht wird. Und die überzeugt. Skriptmäßig.“

Die Gattin sieht ihn mitleidig an. „Mein Mann versteht sich auf Strategie. Das kann er.“ Der Autor lächelt. Man ist sich einig: Strategie! Und nicht Intuition! Das sei das Gebot der Stunde. Und nicht nur bei den Verlagen.

Thematisch habe der Autor sich gewiss lange genug auf den schnellen, späten Erfolg als Autor vorbereitet. Die Witwe habe dem Offizier sogar „das Bügeln der Hemden“ angeboten. Aber das ginge denn doch zu weit!

Der Autor habe den Erfolg einfach auch finanziell nötig. Die Witwe wolle „für ihre Dienste kein Extrageld“ haben. Er spürt, dass er Kraft besäße, sich mit schnittigem Engagement und einigem Mut auch zu unpopulären Thesen zu äußern. Der Gatte habe allerdings erwogen, ob die Witwe nicht „wenigstens die Unterwäsche mit in die Maschine werfen“ könne.

Der Autor mache sich halt – „wie so Viele“ – Sorgen um die „Verhinderung“ des Atomkrieges! Nur dass er die Ängste zu einem eleganten Essay geschliffen habe. Nicht dieses allgemeine Rumgejammer der Anderen. Das Buch werde einschlagen „wie eine Bombe“, habe selbst der sonst missgünstige, arbeitslose Uhrmacher am Zapfhahn seiner Stammkneipe gesagt.

Die Kinder schreien nach Gulaschsuppe. Sie haben sie zu spät auf der Karte entdeckt. Zu riechen ist nichts. Nicht der Hauch eines Duftes von Suppe, allenfalls von Aufgusskaffee. Nun ist das Geld ausgegangen. Die Mutter hört auf dem Ohr nicht. Sie hat den Ingenieur vollends in die Ecke gedrängt. Der kramt

mürrisch nach Münzen um wenigstens die Gören loszuwerden. Der Autor redet wie im Schlaf. Wenn es denn mit der Verhinderung des Atomkrieges doch nicht klappe, so hätte auch und vor allem die Friedensbewegung Schuld. Mit ihrem andauernden Hinweis auf die „Unglaubwürdigkeit der Abschreckungsphilosophie“ nämlich. Es sei zwar ein Paradoxon, dem er aber in seinem Buch nachgehe.

Absurd sei doch auch, wie eine Witwe versuche, einen verheirateten Mann auszuspannen, wird eingeworfen. „Da rede noch einer von Frauensolidarität!“

Die Friedensbewegung jedenfalls bestreite die Abschreckung so sehr, dass mit jedem Tag ohne Krieg die bestrittene Glaubwürdigkeit erst recht gesteigert werde. Und das, obwohl ausgerechnet „in Militärkreisen längst der Glaube“ an die Abschreckungswirkung geschwunden sei!

„Wie mit der Witwe“, sagt die Itzehoerin. Es gäbe ohnehin „nichts Abschreckenderes als Witwen“.

Sie sind sich einig: Das ist der Unterschied zwischen Strategie und billiger Taktik! Er seufzt satt. Ob es sie störe, wenn er diesen Gedankengang noch einmal wiederhole. Die Übung werde ihm am Nachmittag bei der Messe zugute kommen.

„Reden Sie nur“, sagt die Gattin, „wenn es Sie befreit! Mir tut es gut, von diesen Dingen zu hören. Man macht sich ja gar keine Gedanken darüber, wie das alles so funktioniert.“

Sie winkt die fremden Kinder zu sich. Sie gibt Geld zur „Besorgung“ eines Kaffeebechers: „Mit zwei Extratüten Zucker!“

Sie steckt ihnen außerdem Geld zu, das auch noch für ihre Gulaschsuppen reichen wird.

**D**er Autor redet wie im Schlaf. Eine Senkung der Verteidigungskosten durch Abrüstung rücke näher. Alle streitenden Seiten würden ihm deshalb das Buch abkaufen. So einfach seien die Einsichten! Versöhnlich spricht er dann auch einige fremdelnde Sätze über den Glykolgehalt von Wein im Allgemeinen und die Vorteile einer Nähe zum Winzer des Vertrauens im Besonderen. Dass die Witwe aus einer Winzerfamilie komme, könne für einen Norddeutschen nicht abträglich sein. Auch wenn er persönlich – wie viele Autoren! – Bier bevorzu-

ge. Egal wie die Umstände seien. Jedenfalls sei ein drohender Atomkrieg „definitiv ein Grund“ gegen ein abzuzahlendes Haus in Itzehoe. Er schlägt flach auf die Mappe mit dem Manuskript. Er wolle „nicht defätistisch“ reden. Aber schließlich könne auch sein Manuskript als Furcht vor der Abschreckung statt als begründeter Zweifel missverstanden werden.

Die Frage der Unterbringung des späteren Hotelfachmannes sei gewiss ein schwieriges, aber nicht unmöglich lösbares Problem. Ein Trost liege für ihn als Autor in dem wenig bekannten Luther-Ausspruch, dass das geschriebene Wort zwar ein Gebrechen des Geistes sei, doch höher zu schätzen als das unterbliebene.

Ein Mann in einer orangenen, steif gestärkten und viel zu knappen Jacke schüttelt eine kleine Messingglocke. So heftig, als müsse er Reisebusse auf einer Piazza übertönen. Aber hier im schmalen Gang ist es mehr ein Hilferuf. Er ist belagert und kommt nicht voran. Die Kinder kaufen blasse Schnitten mit beschlagener Wurst, in Zellophan. Ein bereits unter rissiger Klarsichtfolie angeschmolzener Schokoladenkuchen schwitzt in ihren Händen. Die Verpackungen knistern im Duett mit der asthmatischen Klimaanlage. Die pensionierten, ondulierten Studienrätinnen loben den milden Wind in Gizeh. Ägypten liegt gleich hinter Fulda.

Aus den „Zuglautsprechern“ gongt es elektronisch. Ein Muezzin murrte dazu: Bald sei Frankfurt erreicht, die Verspätung „betrage“ eine halbe Stunde, es würden „keine Anschlusszüge erreicht“, das „Zugteam“ wechsele, die Fahrkarten seien deshalb „bei sich zu führen“.

Gleich nach der Ankunft werde er mit dem Manuskript zum Messegelände fahren, die Stände sichten und notieren, welcher Verlag für eine Veröffentlichung in Betracht käme! Der Autor steht auf. Er ist vorbereitet! Noch am selben Tag werde er Lektoren das Manuskript wie eben geprobt vorstellen.

Freiexemplare stellt er der Grünen Witwe zum Abschied in Aussicht. Sie lächelt traurig.

Auch werde er mit den Verlagen gleich die öffentliche Wirkung einer Lesereise erörtern und die Vorzüge eines Vorabdrucks im «Spiegel» schildern. Der zweite Besuchstag auf der Messe

bliebe dem Vertragsabschluß und der dritte weiteren Kontakten und der Heimreise vorbehalten. Tröstend schlägt er vor, ob der Kriegerwitwe nicht ein reguläres, zeitlich abgestuftes Vermietungsverhältnis mit Aussicht auf Ausbau der Dachterasse in Eigenarbeit angetragen werden sollte. Von dort hätten die beiden Norddeutschen gewiss einen guten Blick über die Weinberge. Die Mietkosten seien zudem bei einem solchen Vorhaben übersichtlich aushandelbar.

Die Offiziersgattin wickelt das ihr von den krakeelenden Normalschulgören gereichte Sandwich angewidert aus. Den bestellten Kaffee hat sie vergessen. In der Ferne liege das Zurückgelassene näher, sagt er sanft.

Der Autor habe leicht reden! Die Vermieterin habe seinerzeit vor ihrem eigenen Einzug ja selber einen Ausbau erwogen. „Da war noch Frieden.“ Aber wenig später sei deren Mann dann bei Stalingrad gefallen. „Da hatte sie dann sogar zuviel Platz.“ Deshalb vermiete sie ja! „Alles dieser Scheiß-Weltkrieg!“ Es gäbe nun – so lange nach den „dunklen Jahren“ – für sie erst recht keinen Bedarf mehr, den Dachboden auszubauen. Und was werde andererseits dann aus Itzehoe? „Wir haben ja gerade erst einen Partykeller ausgebaut“, sagt sie kauend. Aber „im Süden“ verstehe man ja „auch ohne“ recht gut zu feiern.

Der „Ausbau eines Partykellers“ sei ja noch mit Zuschüssen aus Bonn für einen atombombensicheren Schutzraum leicht finanzierbar, sagt der Autor.

Er kramt gedankenverloren in seiner Mappe. Schnell die Shorts gelüftet – es ist nichts verlorengegangen! Es wurde nichts hinzugefügt. Nur der «Reisebegleiter».

„Der Atomkrieg wird immer zu dramatisch besprochen“, beruhigt er die Soldatenfrau.

**D**er Ingenieurstudent hat kapituliert. Die Kinder haben ihm den Rest gegeben. Es klaffen Lücken in ihrer gastronomischen Unterhaltung. Lange, unbegradigte Reisen sind nichts für Ausgehungerte, die nichts essen mögen.

Die Mutter hat die „Gesamtschulideologie“ endgültig auf der Strecke gelassen. Sie sortiert ihre Frisur. Weniger nachsichtig streicht sie Senfflecken vom Tweedkostüm. Der Ingenieurstu-

dent nutzt die relative Stille. Schamlos spricht er neuere Probleme der Statik bei Spannbetonbauten an. Es sei nicht nur ästhetisch, sondern sicherheitstechnisch ein ganz und gar brisantes Thema. Möglicherweise „sogar noch kontroverser als Gesamtschulen“!

Umständlich bereitet der Autor den Abschied vor. Er wünscht einige Male Glück bei der Erhaltung der auseinandergerissenen Ehe. Gerührt gratuliert sie ihm zu seinem Manuskript. Es werde sich schon jemand finden, der sowas drucke. Heutzutage gäbe es ja Bücher zu allem. Außerdem sei sie gewiss, dass es noch an diesem Nachmittag klappen werde. Sie kenne durch einen befreundeten Heimatzeitungsredakteur bereits einen Autoren und einen ganz ähnlichen Fall. Der Redakteur hatte im Lokalteil mal begeistert und vor allen anderen über diesen berichtet. Denn jener Redakteur unterrichtete nebenher in der Volkshochschule „kreatives Schreiben“. Der junge Autor habe erst wohl auch dahin gehen wollen. Aber dann habe er es gleich auf Anhieb geschafft, „ganz ohne das!“. „Ein Bestseller! Mit der Beichte, ein Geliebter gewesen zu sein!“ Das hätte keiner gedacht im Dorf, vor allem keine von den beschriebenen, immerhin verheirateten Frauen, die sich „am Erfolg des Autors auf einmal gar nicht freuen“ mochten. Es gäbe „eben Überraschungen, die er warte man einfach nicht“. Aber das sei ein anderes Thema! Der Autor klemmt die Mappe unter den Arm und nickt zum Abschied in die Runde. Sein wortloser Gruß wird nicht erwidert.

**I**m infernalisch lärmigen Falttunnel zwischen den Waggons wartet er, dass der Zug „einläuft“, wie es der „Zuglautsprecher“ in kurzen Abständen ankündigt. Doch der Zug hält stattdessen vor einem Signal. Es sind noch zweihundert Meter bis zum Bahnhof, der in der Sonne döst. Die Einfahrt ist, „wegen der geringen Verspätung“, für die um „Verständnis gebeten“ werde, verwehrt. Wie zur Strafe für das Gebummel an fernerer Bahnhöfen. Der Autor blinzelt zurück zu seiner kleinen Gemeinde „Zweiter Klasse“. Sie reden weiter. Was, das ist selbst aus der kurzen Ferne nicht mehr zu hören. Die Kinder rempeln ihn. Sie verfolgen den orange eingewickelten Gastarbeiter. Er verliert sie aus den Augen. Dann verliert er jede Erinnerung an die Fahrt.



**E**rst als der Zug ruckelnd anfährt und rasch beschleunigt, kehrt das Stimmengewirr wieder in seine Erinnerung zurück. Er fühlt sich fremd in der Welt.

Siegesgrunzend kehren die Gören mit kleiner Beute zurück: Kekse mit Schokoeinlage, in buntes Stanniol gewickelt.

Der Zug rollt sanft aus. Er ruht plötzlich, als sei er nie gefahren. Wie angespült. In die stählerne Bucht eines Sackbahnhofs.

**D**er schmale Steig zum Kopf des Bahnhofes ist mit aneinandergeketteten „Gepäckkulis“ vollgestellt. Der Strom der Reisenden wogt um sie wie um spitze Klippen. Wenn Menschen so strömen, ist es noch enger, als wenn sie im Zug aufgereiht sitzen.

Der Autor schüttelt den Kopf. Er lässt sich mittreiben. Leise zählt er, wie viel Menschen neben und vor ihm darauf bedacht sind, ein Stück weiter voranzukommen als diejenigen, die hinter ihnen dasselbe tun.

Er schwitzt. Der abgekühlte Körper explodiert nach dem Entzug der Klimaanlage. „Vielleicht ist es auch der Müdigkeit geschuldet“, sagt er.

Eine alte Frau mit einem fast schulterhohen Koffer dreht sich amüsiert zu ihm um.

**D**ie Reisenden treiben nach vorne, irgendwohin. Ein Ausgang ist kaum auszumachen. Überdimensionale Werbetafeln leuchten von der kolossalen Steinwand der Bahnhofshalle, vor die riesige Stahlbögen für das Holzdach gesetzt sind. In die grellbunten Fluchten sind kleine Geschäfte eingelassen, die den Blick zusätzlich ablenken. Es gibt Zeitungen, Tabakwaren, Imbisse. Aber es gibt keinen Weg hinaus. Man kommt an und kann nur wieder abfahren.

Die zähe Masse der Ausgestiegenen strebt einem gläsernen Kiosk zu, der die Aufschrift «Information» sowie das Logo der Buchmesse trägt. Eine schlanke, junge Frau fertigt Fragende ab. Sie kenne sich mit den öffentlichen Nahverkehrsmitteln „nicht sehr aus“, sagt sie und lächelt. Sie lächelt unentwegt, auch wenn ihr Sätze missraten. Eigentlich missraten alle Sätze. Denn sie weiß nichts. Aber das mit einem Lächeln.

Der Autor wartet zehn Minuten. Es fallen ihm keine anderen Fragen als seinen Vorgängern ein. Sie wisse allerdings, dass einige Straßenbahnen direkt vor dem Hauptbahnhof zum Messegelände führen!

So hat er doch noch eine andere Antwort auf die ewig gleiche Frage nach dem Weg bekommen. Die Lächelnde friert ein: Welche Linie die rechte sei, werde sich am Bahnsteig schon finden! Vielleicht gäbe es auch eine Ausschilderung. „Oder so!“

Er will noch nach einem Taxistand fragen. Aber der Satzbeginn wird von ihrem Kopfschütteln beschnitten. Er protestiert. Sein Manuskript sei aktuell. Da könne er nicht lange auf die Tram warten! Sie würdigt den Schweißnassen keines weiteren Blickes. Ihr fahriger Fingerzeig deutet in keine bestimmte Richtung.

„Sie werden mich noch im Feuilleton wiedersehen“, murmelt der Autor. Sollte seine Wirkung auf attraktive Frauen noch gesunken sein? Er grollt. Sie lächelt sich in eine überirdische Ferne. Er stiebt genervt davon.

Eine Gruppe flatternder Japaner fängt ihn auf. Sie bremsen seine unsicheren Schritte. „Where is the Dome? Where?“ Sie erregen sich. Die Erwartung steigt mit jeder Sekunde. „Famous Dome? Where?“ Sie fummeln an ihren umgehängten Fotoapparaten. „Wrong city! Ask the lady over there!“ Der Autor lächelt.

Die Japaner sind die Verkörperung seiner Rache für den Hochmut der Wegweiserin. „And don't ask for a taxi! Only ask where Dome is! Constantly.“

Der Mensch irrt. Die «Information» nie.

2.

## Geteiltes Meer

Zufrieden lässt sich der Autor in einem Strom aus wieselnden Zeichenmappen und Flugkapitänkoffern treiben. Ein steter Fluss aus Plastiktüten mit hervorquellenden Verlagsprospekten und stöckelnden Businessoutfits kommt ihm entgegen. Ein anderer zweigt ab. Alle strömen irgendwie der Buchmesse entgegen, ob zur Mündung oder zur Quelle ist unklar.

„Alle Wege führen dorthin“, sagt der Autor leise. Nur wohin?

„Es ist schön in Frankfurt verloren zu sein. Man ist nicht allein“, fügt er noch leiser hinzu, als könnten seine Sätze gestohlen werden.

Ein Nebenarm spült ihn an den Lädchen vorbei zu einem halb geöffneten Wagenschlag. Der Motor tuckert. Diesel tropft auf den dampfenden Asphalt. Die Straße ist voller Gondolieri, die unbekannte Weisen hupen.

Er hat die Tür zum Fond noch nicht geschlossen, da fährt der Wagen bereits an. Der Taxifahrer stiert zu einer Lücke auf der Straße. Für andere ist sie kaum sichtbar.

Der Autor wird vom Anfahrtschwung in den Rücksitz gepresst. Die Tür kracht von alleine zu. Der Autor ringt nach Luft und Worten. Ein Bremsen schleudert ihn an die Vordersitze.

„Mist! Wieder verpasst!“ Der Fahrer sieht abwechselnd missmutig auf den Verkehr und in den Rückspiegel. „Messe?“

Der Autor nickt verschreckt. „Was, wenn ich nicht zur Messe gewollt hätte?“

Der Fahrer dreht sich verärgert um. „Egal!“ Er hupt und setzt vor. Ruck – und vor. Die Taxe bohrt sich zwischen zwei Abbieger. Gas! Der Wagen beschleunigt für wenige Meter. Quietschendes Bremsen. Das Steuer wird im erneuten Durchstarten herumgerissen. Der Fahrer grätscht den Wagen in den Gegenverkehr. Die Bremse kreischt. Sie stehen vor einer Ampel. Der Bahnhofsvorplatz ist zehn Meter entfernt. Ein Wegweiser zur Buchmesse

weist in die entgegengesetzte Richtung. „Da!“, sagt der Autor. „Da, das Schild!“ Der Taxifahrer konzentriert sich auf die Rücklichter der Taxen vor ihm. Er sieht sich fahren.

„Hallo, Sie! Es geht woanders längs!“ Mit der rechten Hand klammert sich der Autor an die Kopfstütze des Beifahrersitzes. Mit der linken versucht er die Mappe auf den Nebensitz zu pressen. Beim Anfahren könnte sie wegrutschen. „Da!“

Der Wagen ruckt, als stoße der Motor sauer auf. Der Chauffeur hupt. Der Autor versteht nicht. Er sieht auf die Wölkchen der stillstehenden Gondeln. Schwaden sacken durch die halb offene Dachklappe herein. Der Autor löst sich auf. Sein Husten scheint mit dem Hupen einen Kanon anzustimmen. Das „Da!“ setzt Taktakzente. „Da!“

„Ja!“, brummt der Unrasierte. Er riecht nach einer heißen Woche. „Jaja!“

Sie stehen. Sie schwitzen. Nur nach jedem vierten „Da!“ rülpst der ramponierte beige Mercedes wenige Zentimeter vor.

Die Ampel springt auf Gelb. Motoren heulen wie in Monza. Die Fahrzeuge rütteln. Das Taxameter klackert unbeirrt.

Die ersten Wagen bedrängen andere Ruckende, die auf der Kreuzung verkeilt sind. Das Hupen brandet wieder auf. Drei Fahrzeuge sind irgendwie auf die blockierte Abbiegung hinter der Kreuzung durchgebrochen. Sie bremsen hart vor der nächsten Ampel. Die ihnen nachgesetzt sind, scheinen nun in sie fahren zu wollen.

Das Heck der Taxe mit dem Autor ragt noch in den wieder aufbrandenden Querfluss. Der Fahrer ruckelt das Auto fluchend an den Vorderwagen heran.

Der Autor presst die Nase ungläubig an die Rückscheibe. Doch niemand rammt sie. Nicht einmal die Stoßstange wird touchiert. Alles ist friedlich.

**A**cht Mark und fünfzig hat dieser Weg gekostet. In derselben Zeit hätte ihn der Autor viermal am Ampelübergang hin und zurück schaffen können. So einfach und schnell wäre die Insel mit den lang gestreckten Warteunterständen der Tram zu erreichen gewesen! Menschen mit Mappen reihen sich dort auf, mit gesenktem Kopf und hochgezogenen Schultern, als regne

es ihnen gerade ins Genick. Sie stehen dicht an dicht. Es wird nicht gesprochen. „Da?“ Der Autor resigniert. Die Taxe hat gerade wieder zwei Mark dreißig Weg gewonnen. Sie hält ruckelnd. Eine Straßenbahn schließt links neben ihr auf. Neben dem umdrängten Einstieg zeigt eine Anzeige schlicht „Messe“. Der Autor seufzt. „Da.“

**B**ald schon verliert er im abwechselnden Anfahren und Bremsen die Tram aus den Augen. Irgendwo vorne hinter einer konturlosen Bürohausfront scheint es weiterzugehen!

Der Weg ist noch weit. So weit kann man nicht sehen. Aber Taxifahrer riechen das Ziel. Sie brauchen gar nichts zu sagen. Es gäbe auch nichts zu sagen.

Die breite Straße ist mit Transparenten überhangen. Selbst Kurzsichtige könnten im Stau die dort groß angekündigten Neuerscheinungen in weniger als neunzig Buchstaben lesen. Sie wären so auf dem neuesten Stand. Der Autor prägt sich die Hallen- und Stellnummern bekannter Verlage auf der Messe ein. Er spricht sie laut vor sich hin.

In einer vorbeifahrenden Taxe sieht er eine schmallippige Frau dieselben Formeln in sich pressen. Sie beide pauken still wie die Eremiten in François Truffauts «Fahrenheit 451», die im Wald, weit ab der Zivilisation, erinnerte Bücher den anderen zum Auswendiglernen erzählen. Wer in Frankfurt nicht wüsste, was in den Büchern steht, kann wissen, wo sie zu finden wären.

In die Straßenschlucht blitzen Großraumbürofenster, die zum Lüften schräg gekippt sind. Die breit gespannten Verlagstücher flattern wie Trockenwäsche in der Fernsehwerbung für den „Weißen Riesen“. Der Autor macht sich Notizen von Standangaben in die Hand. Die Lebenslinie verschwindet rasch unter Buchstaben-Zahlen-Kombinationen.

Mit einem Auge beobachtet er den somnambulen Fahrer, mit dem anderen das Taxameter. Nach jedem fünften Klacken des Gerätes rechnet er leise: „25 schon!“

Er hat von anderen Autoren gehört, wie viel Prozent auf den Ladenpreis an Honorar üblich seien. Sein Buch beispielsweise wird hundertachtzig Seiten haben und Neunachtzig kosten. So hat er es kalkuliert.

Nun müsste er bei seinen geplanten Einnahmen allein für den zähen Weg vom Bahnhof fünfundzwanzig Bücher verkauft haben, um die Taxikosten reinzubekommen. Nein, es wären bereits dreißig Bücher!

**A**ls der Autor bei vierzig erhofften Verkäufen endlich die Messehallen sieht, überzeugt er mit leidender Miene den Fahrer, ihn aussteigen zu lassen. Ihm sei übel und es wäre ja nicht mehr weit.

„Auf eigene Gefahr! Das ist hier eine Straße, kein Kinderspielplatz.“ Murrend nimmt der Fahrer das abgezählte Geld entgegen. Einen Quittungsblock habe er nicht dabei. „Sind gestern zu viel weggegangen.“

Der Autor öffnet den Schlag einen Spalt. Man hupt ihm bedrohlich zu. „Ohne mich sind Sie auch nicht schneller“, ruft ihm der Fahrer nach.

Eingequetscht zwischen leer laufenden Wagen atmet der Autor durch. Der Spritgestank beißt. Aber es ist ein Luftzug zu spüren, der den Schweiß kühlt.

Einige Fahrzeuglängen neben sich und eine Breite vor sich sieht der Autor andere Autoren, die ängstlich zum überfüllten Fußweg entlang des Messezaunes spähen. Sie haben ebenfalls heftig hupende Taxen hinter sich gelassen und sehen in eine Weite, die zum Greifen nah ist.

Zwischen den Stoßstangen ist kaum Platz zum Gehen. Nur wer es wagt, teilt das Meer.

**D**ie erste Kühle beim Aussteigen ist angespanntem, flachem Atmen gewichen. Der Autor gewinnt Meter, die kein Geld kosten. Er muss nur überleben! Ein Pulk Lemminge hinter ihm löst ein Hupinferno aus. Überall brechen Inseln im satt brummenden Strom hervor. Zitternde Gestalten retten sich plötzlich in Rudeln ans Land. Hinter ihnen schwappt Blech die Leere gleich wieder zu. Die Geretteten werden von den Zeichenmappen, den Flugkapitänkoffern, den Plastiktüten mit Verlagsprospekten und stöckelnden Businessoutfits fortgerissen.

Der Autor taumelt mit. Sein Seufzen ist tief und laut. Er möchte rufen, so befreit fühlt er sich. Er ist dem Schicksal entgangen,

mit einem Manuskript um ein Messengelände zu kreisen wie eine Sonde. Angetrieben von unbekannter Kraft bis eine intelligente Zivilisation eines Tages diese Spuren anderen, hupenden und kreiselnden Lebens entdecken würde.

Und wenn es das Letzte auf diesem Planeten zu tun wäre, so wollte er doch das Manuskript für die Nachwelt bewahren! Auch wenn die Chancen für eine Nachwelt schlecht standen.

Er schwört: „Waldsterben, Reihenhäuser, Schuldebatten, Taxifahrer und Transparente sind Zeichen des Unterganges!“ Ein Superzeichen wie der drohende Atomkrieg sei nur der i-Punkt – das wäre die Botschaft an die Fremden. „So ungefähr!“

An hohen Zäunen ähnlich denen aus der Bahn zu besichtigenden „Grenzsicherungsanlagen“ hasten lauter Menschen mit ebensolchen Nachlässen entlang. Sie hasten, als rennten sie um ihr Leben. Sie hasten, als könnte ihre Botschaft sonst noch vor ihnen ankommen. Einige Eingänge sind bewacht und bewehrt. Die Massen beachten sie kaum. Sie sehen einen Stau vor sich. Dort zieht es sie hin. Der Weg wird durch Stellgitter verengt. In schmalen Kanälen drängen die Schwitzenden zu geöffneten Toren, in denen stoische Wachleute wie zusätzliche Pfosten aufgestellt sind.

Es ist Mittag und niemand interessiert sich für die Stadt, den Gestank und das, was vor den Gittern zugeht. Menschen streben in ein erkennbares Nichts wie die Eloi in dem Roman «Die Zeitmaschine», sobald die hochzivilisierten Morlocks eine Sirene rufen lassen, zum Menschenfressen.

Irgendwie strandet der Autor in einer geräumigen Halle, in der plötzlich Pulks in Grüppchen zerbröseln, und die sich wiederum zu Schlangen verschlanken.

Der Autor hält inne. Er sucht einen Sinn in der Aufreihung zahlreicher Schalter und Schultern.

An einem «Sonderdesk» mit der weithin sichtbaren Aufschrift „Presse“ drohen Wartende wieder zusammenzuklumpen. An der Spitze der Schlange spuckt ein graumeliertes Mann Gift. Hinter dem Schalter wird Deckung gesucht. Er komme doch bereits seit fünfzehn Jahren! Und heute habe er „nun ein Mal, ein einziges Mal“ den Presseausweis vergessen!

Der Graumelierte klopft bekräftigend auf seine speckige Aktenmappe. Letztes Jahr sei er doch auch reingelassen worden! Ob es denn nicht wenigstens darüber eine Karteikarte gäbe.

Von hinten wird gedrängt. Graue Anzüge reiben sich an seinem abgewetzten Blazer und den sandfarbenen Cordhosen. Der Alte zieht ein Bündel ausgerissener Zeitungsartikel aus der Mappe. Sie stauben, als er sie auf den Tresen schlägt. Verschnörkelte Lettern weisen ihre Herkunft aus: «Niedersächsische Kreisschrift». „Da! Alles Berichte von der Messe. Alles exklusiv! Von mir verfasst. Drei allein im vergangenen Jahr!“

Ihm wird belustigt zugerufen, er solle sich „ab in die Provinz machen“. Der Mann aber wedelt mit dem Ausschnittbündel, als wolle er den Schaltermenschen frische Luft zufächern. „Das ist jedenfalls keine Agenturware, Herrschaften!“

Der Autor tritt von der Seite hinzu. Hinter ihm wird unruhig in die Luft gegriffen und geraunt. Er versteht das Fuchteln nicht. Seine Neugier kann nicht wie ein versuchtes Vordrängeln wirken. Dazu nähert er sich zu unsicher.

Ein Redaktionsbenjamin im cognacfarbenen Zweireiher greift den Alten beherzt am Kragen und zerrt ihn an die Seite. Sofort stoßen ein blauer und ein schwarzer Zweireiher vor.

Der Alte zetert. Sein Artikelstrauß zerfällt aus seiner Hand über den «Sonderdesk».

„Oje.“ Er seufzt. Fahrig sammelt er die gelben Blätter ein.

Die Zweireiher beachten ihn schon nicht mehr. Sie drängen an den Tresen.

Für die auf der anderen Seite des Tresens sind die Zweireiher ganz so wie der Alte nur Luft. Sie sehen durch sie hindurch auf einen Punkt in der Halle, in dem das Nichts des Universums knallfrei seinen Ausgang nimmt.

Der Autor knufft sich quer an den Tresen und hilft dem Sammler. Dieser verstaut seinen Schatz wortlos in der Mappe.

Sie werden von den Nachdrängenden zur Seite bugsiert.

Der Landmann klemmt die Mappe unter die Achselhöhle, zupft die lädierte Kleidung zurecht und pfeift eine kleine Melodie. Dann geht er gegen die Eindrängenden hinaus, als habe er hier nie hineingewollt.



Der Autor sieht ihm lange nach. Seine Neugier hat ihn vergessen lassen, was er sagen oder fragen wollte. Wohin mochte der Zeitgenosse wohl gehen? Sollte er ihm nachsetzen?

Doch der Autor dreht sich zur Seite und geht wie selbstverständlich wenige Schritte zu einem Kassenhäuschen. Man erwartet ihn bereits mit einem vorgestreckten Ticket. Er zögert den gemurmelten Eintrittspreis zu entrichten. Der alte Mann hätte problemlos vor ihm eine solche Karte erwerben können. Kein Warten! Kein Wedeln mit Artikeln! Wie mit gefälschten Geldscheinen! Der hatte doch nicht den Zutritt zu einer illegalen Pokerrunde gesucht. Der Autor rechnet wieder, wie schon im Taxi: Verdiente man mit journalistischen Beiträgen über die Buchmesse denn so schlecht, dass man sich den Eintritt zu ihr nicht leisten könnte? Wie viel mochte die Zeile bringen, wenn drei große Berichte nicht einmal den Eintrittspreis fürs kommende Jahr brachten? Der Kassierer knurrt jetzt den Preis. Wie einen letzten Aufruf. Die nächsten müssen wohl mehr berappen, denkt der Autor. Er zahlt, zählt so zögerlich ab, als werde das Unterfangen das Geld nicht lohnen.

Nach wenigen versunkenen Schritten zeigt der Autor die gelöste, grüne Pappkarte scheu vor. Eine junge Frau in knapper Stewardessenuniform schüttelt den Kopf. Der Autor rückt ihr näher, so dass sie ihm nicht mehr entgegengreifen müsste.

Sie schüttelt die brünette Mähne, als ob er sie unsittlich berühren wollen würde. Oder sie will es gerade und er ist noch nicht darauf gekommen. Man weiß es nicht, wenn Haare sprechen.

Plötzlich wird er von hinten beiseite geschoben. Jemand zeigt eine gelbe Karte vor und passiert. Der nächste mit einer blauen Pappe ebenso. Ungläubig sieht ihnen der Autor nach.

Der smarte Cognacfarbene nimmt ihn von hinten beherrscht beiseite. Während er für die Stewardess lässig eine gelbe Pappe mit der Aufschrift „Pressekarte“ lüpfte, als habe er sie nicht gerade erst eingesteckt, tuschelt er dem verdutzten Autor zu: „Ist doch für normale Besucher erst ab zwei offen!“

Schließlich sei es eine „Fachmesse“. Da könne nicht jeder grüne Leser den Verlagsvertretern – blau –, den Händlern – rot – und der Presse – gelb – in den Weg laufen.

3.

## Aufgefangenes Chlor

Der Autor setzt sich vor der Eingangshalle in die Sonne. Es ist nicht mehr lange hin bis zum offiziellen Einlass. In Hamburg hat er das ganze Jahr über keine Sonne mehr auf der Haut gespürt! Er ist in seinem Arbeitszimmer wie ein Storch über die ausgelegten Notizzettel gestakst bis sie durch stetes Zupfen und Umordnen einen lockeren Teppich ohne zu große Lücken und fransige Ränder ergaben. Dann brütete er. Gern denkt er daran. Obwohl es ihm mit einem Mal fremd vorkommt. Er mag nicht mehr daran denken. Er mag nicht mehr warten.

Auf dem Platz vor dem Eingangstor würde es allerdings genug zu beobachten geben, das die Zeit angenehm vertriebe. Die wenigen breiten Stufen zur Halle sind bereits eng besetzt. Es ist ihm beim Hineinhasten nicht aufgefallen.

Junge Menschen blinzeln. Die Sonne sticht durch den grünlich schillernden Verkehrsdunst. Einige haben Plastiktüten auf dem Schoß, die für Franz Alt in hohen Tönen werben, als komme der Heiland hienieden.

Einer hält ein flammendes Plädoyer für Hoimar von Ditfurth. Den habe er schon in seiner Jugend im Bildungsprogramm des Fernsehens gesehen.

Einige Umsitzende sehen beschämt beiseite. Das „Bildungsprogramm“ des deutschen Fernsehens ist entweder nicht mehr bekannt oder wird als frühe Spinnerei angesehen.

So redet der Ditfurthianer ins Leere, in das sich der Autor niederlässt. Nun lauscht wenigstens er. Erinnerungen zucken in ihm. Jedes Mal wenn der Name „von Ditfurth“ gepriesen wird, reibt er seine Hände verlegen und hält sich an sich fest. Er vermeidet ein Klatschen.

Der Preisende redet ohnehin so weiter. Von Ditfurth sei wenigstens Wissenschaftler. Der Alt könne doch nur predigen! Was wüssten dessen Jünger schon von der Verhinderung eines Atomkrieges! Jener „Papst honoris causa, heiliger Franz“, verbände doch alles gleich mit seiner „verkorksten katholischen

Anti-Abtreibungsabschreckung“. Der „wahre Holocaust“ sei nach Alt die „Nichtaustragung des Ungeborenen“: „Und so! Völlig unpolitisch sowas!“

Der Autor nickt. „Wie wahr!“ Mit einem Papiertaschentuch staubt er die Stufen neben sich ab, um die Aktenmappe zu drapieren. Er legt sie in seinen Schatten, damit das Leder keinen Schaden nähme. Den Koffer stellt er sich ins Kreuz als Lehne.

Den rechten Arm stützt er aufs Knie. Er legt das Kinn in der offenen Handfläche behutsam auf, als sei es zerbrechlich. Mit der Linken kratzt er die Schienenbeine unterhalb der angewinkelten Knie.

**D**ie Autos haben Junge gekriegt. Sie rollen in einer engen Kette. Die Stoßstangen blitzen bunt. Dunst aus den Auspuffen vor ihnen legt sich über sie. Manchmal heult ein Motor auf wie ein aufbäumendes Pferd in einem jener Filme, in dem das Tier der engste Freund des Menschen ist und mit ihm redet. Der Autor ist mit Hoimar, dem Wissenschaftler, groß geworden. Und mit Flipper, dem Delphin, sowie Lassie, dem Collie, und nicht zuletzt Fury, dem Pferd. „Das war noch Fernsehen!“, sagt der Autor so oft er bei irgendwelchen Anlässen kann.

Auf der Kreuzung kracht ein «Volkswagen» unter die Hinterachse eines tarnfarben gesprenkelten Lasters. Der Fahrer entsteigt taumelnd in den Verkehr. Sein Gefährt sieht wie ein verlassener Schildkrötenpanzer aus. Soldaten in Kampfanzügen springen vom Laster auf die eingequetschte Käferhaube ab.

Dann suchen sie hinter weiterrollenden Autos rechts und links Deckung. Ihre Maschinenpistolen behalten den Käfer im Visier. Andere Mündungen zielen auf nahende Fahrzeuge. Ein Polizist schlängelt sich von irgendwoher durch die Blechlawine. Er fuchtelt, als müsse er spielende Gören von der Fahrbahn vertreiben. Der Volkswagenlenker verschränkt die Hände hinterm Kopf, der mit einem Hütchen im Karomuster bedeckt ist. Er sackt in die Knie. Sein Gesicht legt er dabei auf die von Stiefeln eingedellte Kofferhaube. „Das gibt’s doch nicht“, murmelt der Autor. „Unsere amerikanischen Freunde“, raunt der Ditzfurthianer. Aus der Ferne ist nicht zu erkennen, ob der kniende ältere Herr weint. Seine Schultern zucken wie bei einem Reizhusten. „In Hamburg kennen wir sowas nicht“, sagt der Autor. Er blickt sich hilfesu-

chend um. „Merkwürdig. Da sieht man überhaupt keine Soldaten in der Stadt. Auch nicht in Itzehoe.“ Die Umsitzenden sehen von ihm weg, als bettele er um Geld. Sie sehen irgendwohin, wo nur ja keine Fragen um die Ecke kommen könnten.

Der Polizist rudert eifriger. Als rufe er ertrinkend im Meer nach Strandwärtern. Die entsicherten Waffen bewegen sich zu seinem Takt. Zwei Taxen halten rechts und links neben dem eingequetschten Volkswagen. Die Fahrer steigen aus und drängen sich zum Knienden vor. Ihre Arme decken sein Genick ab, als wollten sie eine Exekution verhindern. Der Polizist hält abseits inne und müht sich, den Verkehr am Unfall vorbeizuführen.

Eine um die andere Straßenbahn ergießt Passagiere auf den Asphalt. Diese nutzen den allmählich eintretenden Stillstand. Wie ein steter werdendes Rinnsal schlängeln sie um die hupenden Autos. Dann weichen sie Wachmännern vor den Toren aus, die abgelenkt die Szene auf der Straße vergnügt beäugen. Einige spülen um die Sitzenden auf der seitlichen Treppe. Das Eingangsgebäude verschluckt sie. Nur wenige kehren nach kurzer Zeit zurück. „Gibt wohl viele, viele Journalisten, Verleger und Buchhändler hier“, murmelt der Autor zu einer Nachbarin. Sie hört ihn nicht. Ihr Mund ist geöffnet. Aber sie spricht und atmet nicht. Sie blickt nur hinüber zu dem Häuflein Mensch, der ohne Schuss getroffen ist. Es könne nicht so schlecht um das Buch bestellt sein wie es das Feuilleton immer behaupte, knurrt der Autor. „Ein Andrang wie zum «Sommerschlussverkauf»!“

**S**o vergeht die Zeit. Sie vergeht, ohne dass es jemand in der Welt ernstlich bemerkte. Oder gar innehielte, um sie sich vermeintlich zu bewahren. Jedenfalls nicht hier. Nicht auf jener Treppe vor der Messe.

Von irgendwoher ist Militärpolizei angerückt. Ein Schwarzer mit imposanter ballonhafter Mütze hält den Verkehrspolizisten zurück. Zwei Stahlhelmsleute versuchen ihre Landsleute zu beruhigen und den Käferlenker zu schützen.

Der Autor sucht blinzeln den blassblauen Himmel ab, ob noch Helikopter herbeieilen.

Es geschieht nichts. Es wird auf der Straße diskutiert. Sogar das Hupen ist verstummt. Nur die Messebesucher strömen.

Nach einer Weile reiht sich der Autor ein. Es gilt nun zusätzlich noch Prospektverteiler zu umgehen. Die Schlangen vor den Kassen und am Einlass sind beachtlich geworden. Aber bald schon steht der Autor inmitten des Messegeländes. Ungläubig sieht er, wie eine Flotte kleiner Busse die Ankommenden einsammelt und andere auswirft. Er versucht zu erkennen, wie ein Fahrplan aussähe und wohin es gehen könnte. Nach wenigen hundert Metern steigt ein Teil der Fahrgäste bereits wieder aus. Von weit hinten kommen Busse im Schritt-Tempo. Sie sind offenbar kaum besetzt. Der Autor setzt sich belustigt auf eine Wiese, die zwischen den klotzigen Messehallen Platz für einsame Bäume und ein Zelt hergibt. Die herbstliche Sonne zieht ihn magisch ins Gras, Mappe und Koffer neben sich wie ein gestrandeter Reisender. Er starrt zu den Hallen, er konzentriert sich auf die sich ununterbrochen öffnenden und schließenden Glastüren, über denen lediglich Buchstaben-Zahlen-Kombinationen stehen. Sie scheinen ihm vertraut. In seiner Handfläche entziffert er schweißverflossene Notizen mit ebensolchen Kürzeln. Die Hand sagt, wo welche Verlage zu finden sein würden. Er hat offenbar eine Halle mit vielen vorgemerkten Verlagen vor sich, die er abgehen wird, sobald sich der erste Besucherandrang gelegt haben würde.

Aber der Strom reißt nicht ab. Mehr und mehr Menschen strömen hinein. Aus den Hallen kehren einige bepackt mit Plastiktüten und Prospektbündeln zurück. Sie springen in den nächstbesten Bus. Es ist überhaupt kein System mehr auszumachen, nach dem auf den kurzen Strecken gependelt wird. Der Autor hockt im Schneidersitz. Doch die Müdigkeit von der Reise und das anstrengende Zählen der Busse, sowie die warme Sonne im Rücken, lassen ihn bald rücklings auf den Rasen sinken. Den Kopf legt er auf den Koffer. Die Arme fallen flach neben die Mappe und streichen durchs warme Gras. Ein leichter Wind treibt den Duft von Erde in seine Nase. Kurz blinzelt er in die flach stehende, saftlos gelbe Sonne. Dann fallen die Augen zitternd zu. Schlaf kommt über ihn wie ein zu spät bemerkter Alkoholkater. Aus der Ferne hört er Stimmen und Absatzklappern. Die Hydrauliken der Bustüren seufzen.

Er träumt, was er seit Monaten träumt. Er weiß nicht einmal mehr, ob der Traum immer gleich nach dem Einschlafen kommt oder der Schlaf gleich nach dem Beginn des Traumes. Vielleicht aber ist es auch gar kein Traum, sondern nur eine Einübung. So wie „halbsechshalbsechshalbsechs“.

Aber eine Einübung in was? Oder er hat sich irgendwann einen Wunsch so sehr gewünscht, dass der ihn nun als Traum verfolgt? Als Traum von einem Traum, der ihm seinen Wunsch verheimlicht?

Wenn er danach aufwacht, ist er jedenfalls stets froh, dass es wohl nie so kommen würde.

Obwohl gerade so etwas ja nicht unwahrscheinlich ist: Das Unerwartete tritt doch immer zuerst ein. Aber das Unerwartete war in diesen Jahren immer berechenbarer geworden. „Im Traum nicht“, wie es der Volksmund seit langem murmelte. Der Träumer weiß das – und doch träumt er.

Wacht der Autor, sagt er sich um sich ein wenig Wachheit einzureden: „Nie und nimmer“ hätte ihn doch jemand aus dem „Koordinationsausschuss“ der Friedensbewegung zur kommenden Großkundgebung im «Bonner Hofgarten» als Redner eingeladen. Ihn, den streitbaren Essayisten! Den unverständenen, weil Kritiker der Friedensbewegung. Was für ein Traum!

Oder gerade deshalb? Ein boshafter Mensch vielleicht unter all den guten? Und das ausgerechnet nach einigen spektakulären Verrissen seines Buches in der linken Publizistik, die er sich im Traum nur zu gut ausmalen kann?

Immer wieder erlebt er seinen Auftritt im «Hofgarten»: Zunächst vereinzelte Buhrufe vom Rand, wo die Bäume mit einer leichten Brise spielen. Doch nach kurzer Zeit überwiegt der Applaus aus der Mitte. Mehrminütiger Beifall!

Manchmal wacht der Autor schon darüber schweißgebadet auf.

Wenn er abends ein Bier mehr getrunken hat und zunächst traumlos einschläft und weiter und immer weiter träumt, liefern dann sogar noch Lastwagen hunderttausende Buchexemplare am baumbeschatteten Fußweg rund um die Kundgebungswiese an. Von der Ladefläche gehen die Bücher reißend unters Volk.

Das Fernsehmagazin «Report München» berichtet später angewidert von seinem Auftritt: Eine „rachitische, gespaltene Seele“ schlummere „in seiner Brust“. Halb sei er „im ideologischen Käfig der Friedensbewegung gefangen“. Doch „halb befreit“ seien einige seiner Gedanken „aufgeflogen zum Horizont der freien Welt“.

Aus Protest über derlei metaphorische Geschmacklosigkeit der dumpfen CSU-Parteiredakteure verkaufen sich prompt noch einmal fünfzigtausend Bücher „wie heiße Semmeln“, so ein brotloser Schreiber der «tageszeitung».

Eine Fernsehdiskussion des «Hessischen Rundfunks» mit dem „Schwulenjäger“ im Rang eines Verteidigungsministers, Manfred Wörner (CDU), und „Friedensforscher“ Egon Bahr (SPD) folgt. Es werden noch einmal dreißigtausend verkauft.

Schließlich wird er von der Bundesanwaltschaft wegen „Verdachts der Wehrkraftzersetzung“, des „Landesverrats“ und der „Aktivitäten für eine fremde Macht“ verfolgt. Eine bahnbrechende Anklage. Dagegen war die Inhaftierung Augsteins auf Franz-Josef Strauß' Veranlassung vor gerade zwanzig Jahren eine Episode! Der Verlag entschließt sich wegen der folgenden großen Nachfrage, die Druckerei des «Axel-Springer-Konzerns» zu kaufen und die Tageszeitungsproduktion der «Bild» zugunsten des Bestsellers bis auf weiteres einzustellen.

**D**er Autor schmeckt Salz. Die Stirn ist kühl feucht. Ihn fröstelt. Aber nicht vom Traum. Regentropfen rinnen übers Gesicht. Sie waschen Schweiß und Abgase in seinen Mund. Er presst die Lippen zusammen. Gleichzeitig möchte er trotz eines beißenden Durstes nichts hinunterschlucken. Es schmeckt ekelhaft. Die Zunge fühlt sich pelzig an.

Er springt auf. Mit der rechten Hand vor dem Mund, in der linken den Koffer, rennt er zur nächsten Halle.

Er bricht wie ein Rugbyspieler durch Knäuel unentschlossener Messeflaneure. Die stieren ungläubig in den Platzregen, als gehe die Welt unter.

Glücklicherweise ist die Toilette als «WC» gekennzeichnet. Eine Buchstaben-Zahlen-Kombination hätte den Autor nicht so rasch zum Speien an ein Waschbecken geführt. Nebenstehen-

de Männer schimpfen ungehalten. Der Autor krächzt, dass er schon froh sei, in seiner Panik nicht die Frauentoilette erwischt zu haben. Er beugt sich immer tiefer übers Becken. Er würgt. Das Erbrochene riecht säuerlich wie Babyspucke. Es wäre nicht auszudenken, wenn er schon Kräftigeres wie beispielsweise Bahn-Würstchen aus Folien gegessen hätte!

Angeekelt fliehen Männer von Urinalen ohne ihre Hände zu waschen in die Messehalle. Insoweit stört der Autor nicht. Erschöpft versenkt er das Gesicht in die fahrigen Hände. Sie werden vom aufgefangenen Leitungswasser kühl beruhigt. Das Nass riecht nach Chlor und schmeckt faulig. Die Augen brennen davon.

Der Autor tastet nach dem fallengelassenen Koffer. Er öffnet ihn blind und wühlt. Er entnimmt den krausen Slip. Rasch trocknet er das Gesicht. Das Handtuch stopft er in eine Kofferecke für spätere gründliche Wäsche.

Im Spiegel sieht er einen zerfahrenen, hageren Mann mit konfusen, halb langem Haar, in dem erbrochene Keksreste kleben. Hinter ihm blickt eine türkische Frau hasserfüllt auf seinen Kopf.

Verwirrt dreht sich der Autor zu der Frau um. Sie steht in hellblauem Kittel mit buntem Kopftuch wenige Meter entfernt hinter einer Glasscheibe.

Toupierte Frauen hasten mit einem letzten Griff durchs Haar an ihr vorüber. Einige riskieren rasch auch einen Blick in den Waschraum der Herrentoilette ehe der schwach beleuchtete Durchgang sie in die grelle Halle entlässt.

Hastig stopft der Autor das nasse, bespuckte Höschen in den Koffer. Er flieht. Die Anonymität der Halle wird ihn vor der Putzfrau und den hergerichteten Frauen schützen!





Programm

Reihen/Schwerpunkte

Autoren

Lese- und Hörproben

Service

08.10.2013

Startseite &gt; Programm &gt; Der Buchmesser. Reloaded

Nachtischbuch Onlineshop

Volltextsuche

Hauser

Salzflut

Kanzlerbonus

21 Hamburg 90

Treulose Tomate ist nicht  
mein Gemüse

nach Tisch

Der Buchmesser

Bitte wenden!

tellerrandwärts

Schrabbelgereimte Balladen  
vom Scheitern

inne halten

Nennt mich nicht Polke

**Der Buchmesser.  
Reloaded**

Blitzkrieg gegen sich selbst

Wo, bitte, geht 's zu  
meinem Bunker?

Mittwochskartoffeln

Nirwana der Nichtse



**Autor: Rainer B. Jogschies**  
Der Buchmesser. Reloaded -  
Kurze Erzählung vom Ende des  
Erzählens

## Der Buchmesser. Reloaded

### Kurze Erzählung vom Ende des Erzählens, 2009

**Im Juni 2009 wollte der bundesdeutsche Schriftstellerverband VS eigentlich sein vierzigstes Jubiläum begehen. Doch der gewerkschaftliche Dachverband, ver.di, strich die Zusammenkunft. Es wurde Geld für den Streik der KiTa-Mitarbeiter benötigt. So investiert man in die Zukunft. Fragen nach der sozialen und beruflichen Misere der Autorinnen und Autoren wurden gemieden.**

**Dabei ist die Geschichte beispielsweise einfach die: Ein Autor auf einer weiten Reise. Auf der Frankfurter Buchmesse will er sein Manuskript verkaufen. Alles, was schiefgehen kann, geht schief.**

**Doch er hat Erfolg. Nur was für einen! Statt Bestseller wird er Restseller ...**

Also eine Satire? Die Satire von einem, der auszieht, sein Glück zu suchen? Alles andere als das - es ist lächerlich ernst. Denn das jährliche Treffen der Autoren ist in Jogschies' Erzählung nicht bloß ein Jahrmarkt der Eitelkeiten mit dem Charme eines kleinstädtischen Baumarktes. Besäufnisse und mancherlei Blötheiten sind noch die geringsten Belastungen beim Buch-Machen. Das wäre allein noch nicht das Schlimmste.

Die Schwierigkeiten eines ersehnten Bucherfolges sind ernster. Die ihn wollen, machen sich dabei oft nicht nur lächerlich. Der erträumte Bestseller in dieser Erzählung erlebt den Alptraum eines Restsellers. Ramsch wird nicht nur geschrieben. Er wird das Markenzeichen der Branche.

### Der Buchmesser. Reloaded

#### Neu veröffentlichte Erzählung mit einem aktualisierten Anhang

Im März ist die Buchmesse in Leipzig. Und im Herbst ist schon wieder Messe: In Frankfurt/Main. Nur einer fehlt stets: Der Buchmesser - jener freundlich konfuse Autor aus dem gleichnamigen Roman über diese jährlichen Jahrmärkte der Eitelkeiten. Stattdessen erscheint, fünf Jahre nach der Erstveröffentlichung, die Erzählung *Von einem, der auszog in Frankfurt das Fürchten zu lernen*, nun noch einmal. Und sie kommt noch witziger und doch ernster daher.

Denn ist Situation ist irgendwie schon komisch: Die Umsatzzahlen der Buchbranche steigen zwar. Es gibt Jahr für Jahr immer mehr Neuveröffentlichungen, immer mehr Autorennamen, immer mehr Buchtitel. Das klingt nach einer Erfolgsstory.

Aber die Branche stagniert. Betriebswirte und Buchclowns haben mehr Konjunktur als Autorinnen und Autoren. Immer mehr Erstveröffentlichungen werden inzwischen von den Autoren selbst herausgegeben: Der Eigenverlag ist allerdings der Anfang vom Ende des Schreibens. Wer sich nur noch selbst vermarkten muss, der kommt kaum zum Schreiben - vom Lesen ganz zu schweigen.

Daher war nach fünf Jahren eine Wiederveröffentlichung des ironischen Romans „Der Buchmesser“ geboten, im handlicheren Taschenbuch-Format. Der Autor, Rainer Jogschies, aktualisierte das Buch mit dem Essay "Autor verschwindet" - dadurch wurde das Buch freilich umfangreicher als die Erstveröffentlichung.

Als Gesprächsstoff wäre es für den geplanten Schriftstellerkongress im Juni 2009, zu dessen vierzigsten Jahrestag, gut gewesen. Doch die Gewerkschaft *ver.di* sagte das Jubiläum ab - aus Kostengründen. Ob dies Ironie oder Zynik ist, wird sich in der nicht gerade rosigen Zukunft der Berufsgruppe erweisen, die eben weniger Beiträge als Kindergärtnerinnen, Polizisten und Müllwerker aufbringt. Für jene wird immerhin so manche Trillerpfeife und Müllsack-ähnliche Demo-Kluft spendiert, um unsere Nerven zu strapazieren.

Die erste Veröffentlichung des Nachtischbuch-Verlages wurde somit im Juli 2009 auch die elfte - die Brisanz für das Buchgeschäft bleibt, trotz eines lachenden und eines weinenden Auges.

Rainer B. Jogschies hat den Mut, seine Buchmesse-Erlebnisse immer wieder denen zu lesen zu geben, die an die Events in Frankfurt/Main und Leipzig glauben, denen das Buch noch heiliger geworden ist, seit das Fernsehen völlig an Format verloren und an Einfluss gewonnen hat.

Die kleine, böse Satire im Stil von „Dr. Murkes gesammeltes Schweigen“ sollte jeder lesen, der sich seine Liebe zu Büchern melancholisch bewahren will ...



9 783937 550169

Rainer B. Jogschies: **Der Buchmesser. Reloaded**  
Neuaufgabe, stark erweitert, Berlin 2009  
220 Seiten zu 19,80 €  
Copyright © Nachtischbuch  
ISBN-10: 3-937550-16-X  
ISBN-13: 978-3-937550-16-9